



Quarantäne
unter Sternen

Haiku-Jahrbuch 2021

Haiku heute

Quarantäne unter Sternen

Haiku-Jahrbuch 2021

Volker Friebel

Edition Blaue Felder, Tübingen

Merkmale von Haiku¹

Kürze: Haiku werden meist in drei Zeilen gesetzt.

Gegenwärtigkeit: Haiku sind in der Gegenwart. Wenn andere Zeiten vorkommen, dann sind es Erinnerungen oder Zukunftsfantasien, die jemand in der Gegenwart hat.

Konkretheit: Haiku stellen Sachverhalte oder Erlebtes konkret dar, sinnlich miterlebbar.

Externe Orientierung: Haiku beschäftigen sich fast immer mit der äußeren Welt, weniger mit den Vorstellungen des Dichters.

Offenheit: Nach dem Lesen sollte ein Nachhall, etwas Ungesagtes, offen Gelassenes bleiben.

Endreime und Überschriften gibt es nicht.

Haiku heute ist ein Projekt zur Förderung des deutschsprachigen Kurzgedichts. Die Netzpräsenz www.Haiku-heute.de erstellt aus den dort eingereichten Texten Monatsauswahlen. Die Jahrbücher versammeln davon die interessantesten Haiku jedes Jahres, ergänzt durch nur für das Jahrbuch eingereichte Haiku und weitere Texte.

Die Mehrzahlbildung folgt der Muttersprache aller Menschen, Bären und Schmetterlinge.

Edition Blaue Felder, Volker Friebel,
Denzenbergstraße 29, 72074 Tübingen (Deutschland)
www.Volker-Friebel.de

Redaktion, Gestaltung, Foto: Volker Friebel
Veröffentlichung: März 2022

Alle Rechte liegen bei den Autoren.

Inhalt

Einführung

Zusammen
Natur und Kultur
Der Atem des Rehs

Haiku

Tagträume

Tan-Renga

Das Haiku-Jahr

Bücher
Das Netz

Autoren

Edition Blaue Felder

Einführung

Seit dem Jahr 2003 begleitet unser Jahrbuch die Entwicklung des Haiku deutscher Sprache.² Das ursprünglich aus Japan stammende Gedicht ist in den Literaturen der Welt heimisch geworden.

In dieser 19. Ausgabe finden sich 598 Haiku von 129 Autoren sowie sechs Tan-Renga (zweigliedrige Kettengedichte), die im Jahre 2021 geschrieben oder erstmals veröffentlicht wurden. Sie stehen als gute Beispiele für das gegenwärtige deutschsprachige Haiku. Ob klassisch oder avantgardistisch orientiert – die ganze Spanne der gegenwärtig vorhandenen Stile ist vertreten.

In dieser Einführung werden Eigenarten des Haiku an ausgewählten Texten beleuchtet.³ Das soll auch für das Lesen von Haiku sensibilisieren. Eine so konzentrierte Form will auch in der Tiefe gelesen werden.

Der folgende Hauptteil des Buchs enthält die aufgenommenen Texte, aufgeführt unter den alphabetisch gesetzten Autorennamen. Die Texte stammen vor allem aus der Netzpräsenz *Haiku heute*, die monatlich eine Auswahl der besten eingereichten Texte erstellt, sowie aus den Publikationen der Deutschen Haiku-Gesellschaft (Zeitschrift *Sommergras*), der Netzpräsenz *Chrysanthemum*, die halbjährlich eine zweisprachige Auswahl anbietet, aus weiteren Quellen sowie von direkt für dieses Jahrbuch eingereichten Texten.

Nach dieser großen Haiku-Sammlung folgen als Sonderbeiträge eine Sammlung Kurzgedichte von Hubertus Thum sowie sechs Tan-Renga.

Ein letztes Kapitel, „Das Haiku-Jahr“, bietet eine Kurzfassung davon, was sich 2021 im deutschsprachigen Kurzgedicht getan hat. Am Schluss steht das Autorenverzeichnis.

Alle Texte wurden durch Volker Friebel ausgewählt, kritisch unterstützt durch Elisabeth Menrad. Alle Prosa ohne Verfasserangabe stammt von Volker Friebel.

Die Merkmale von Haiku sind Kürze, Gegenwärtigkeit, Konkretheit, externe Orientierung, Offenheit (siehe Seite 2). Sie erschließen sich am besten durch gute Beispiele. Die folgenden Besprechungen stellen einiges von dem heraus, worauf es beim Haiku ankommt – und was sich aus Regeln und dem Spiel mit ihnen machen lässt.

Zusammen

Großmutter liest vor
die Kinder mucksmäuschenstill
auch der Hund

Ein klassisch anmutendes Haiku von Friedrich Winzer. Einfache, verständliche Sprache, Kürze im natürlichen Sprachfluss, Bildhaftigkeit, eine klar erkennbare Situation. Wohl jeder wird sofort ein entsprechendes Bild vor dem inneren Auge entstehen sehen.

Zwar fehlt ein Wort, das die Zeit fixiert, japanisch: ein Jahreszeitenwort. Aber wir werden, wenn wir es ganz klassisch haben möchten, das Vorlesen durch die Großmutter sofort in einen langen Winterabend verlegen können, wenn es draußen dunkel ist und die Kinder ins Haus müssen, aber noch nicht müde sind.

Das Besondere, das Berührende an diesen Versen ist der Schluss. Auch wenn, so wie es gegenwärtig die meisten Autoren handhaben, keine Satzzeichen verwendet werden, verlangt er doch eine deutliche Sprechpause nach den beiden ersten Versen. Diese letzte Zeile ist auch kürzer als die beiden Zeilen davor: drei Silben nur. Diese Kürze verstärkt das Überraschende der Aussage noch.

Die großen Augen der Kinder – die großen Augen des Hundes, der die Schnauze vielleicht auf seine ausgestreckten Pfoten gelegt hat und der Stimme der Großmutter lauscht, den Blick auch mal zu einem der Kinder schweifen lässt, und der allen zeigt, dass das, was sich ereignet, wenn wir zusammen sind, nicht bloß eine Sache der Sprache und des Intellekts ist, sondern des Gefühls. Des Gefühls, das keine Sprache und keine blitzende Intelligenz braucht, und doch zum Wesentlichsten zählt, was uns als Menschen ausmacht. Der Hund wird ganz selbstverständlich miteinbezogen, als einer der

Lauschenden – auch wenn er vermutlich kein Wort versteht.

Noch wichtiger als das Kennenlernen der alten Märchen und Mythen des Menschen, vom Prinzen, vom Lebkuchenhaus, von den zertanzten Schuhen, vom Aschenbrödel, von Frau Holle, von Liebe, von Streit, von Reichtum und Glück, ist das Miteinander, das im Lauschen erlebt wird, in dem alle Unterschiede zwischen Kindern und Hunden und großen Menschen verschwimmen in dem, was uns alle verbindet.

Dichtung kann vieles, und alles kann zu seiner Zeit seine Berechtigung haben, die Harmonisierung der Gesellschaft wie auch der Aufruf zum Kampf, das Aufzeigen des Hässlichen wie des Schönen, die Sensibilisierung für das Kleine, Unscheinbare wie die Beschäftigung mit den großen Worten von Himmel und Erde. Wenn sich darunter nur immer wieder auch Texte finden, die das betonen, was uns alle verbindet und die zeigen, dass wir trotz aller großen Unterschiede so verschieden nicht sind.

Natur und Kultur

Wegwartenblau.
Ein Acker liegt gepflügt
in der Stille.

In einer Stille, die nicht gestört wird vom Tuckern des Traktors und nicht vom gelegentlichen Laut eines Vogels, nicht einmal vom Grollen eines Flugzeugs, im Himmel, diesem anderen Blau.

Ich habe diesen Text und Texte dieser Art durch die Jahrzehnte schon zu Hunderten und Tausenden geschrieben. Darf das nicht immer wieder sein? In die Natur gehen wir auch immer wieder, ohne dass jemand an den Wiesen und Bächen „schon bekannt“ seufzt und nach neuen Arten von Gewässern und Landschaften ruft.

Aber genau das weist vielleicht auf einen Unterschied zwischen der Natur und der Welt des Menschen, unserer Welt, hin.

Wenn sich die Blätter färben, geschieht das ohne Rückgriff auf ein schon Erlebtes, schon Formuliertes, in die Welt schon Hineingebrachtes. Es ist ganz neu, jedes Jahr wieder ganz neu, weil es unmittelbar aus den Quellen geschieht.

Anders die Kultur. Sie bezieht sich nicht nur unmittelbar auf ein Ursprüngliches, sondern auch auf das, was ihr selbst jeweils vorausläuft. Sie hat eine Geschichte.

Die Natur dagegen, obgleich auch sie sich verändert, obwohl selbst die Linien der Berge sich bewegen, obwohl Meere austrocknen und die Gewalt der Kontinentaldrift versteinerte Muschelschalen hoch in den Himmel hebt, ereignet sie sich im Blühen der Blumen, im Fließen der Bäche, im Ruhen der Seen immer geschichtslos und unmittelbar neu.

Ist nicht die Lyrik ein Kind beider Welten? Sollte sie nicht auch aus den Quellen stammen und nicht nur ein

geschichtlicher Augenblick im Strömen einer Kultur sein?

Vermutlich. Vermutlich liegt das Problem der Wiederholung und des Seufzens wegen der Wiederholung gar nicht beim Dichter, sondern beim Leser. Denn noch nicht unbedingt beim Dichten, aber beim Lesen, wird Dichtung Kultur, wird damit Geschichte und unterliegt dann den Regeln dieser Kultur.

Ein weiteres Problem: Der Wegwarten-Text ist ein bloßes Naturbild. Auch wenn ein Acker streng genommen Kultur ist und „Stille“ ein abstraktes Wort, jedenfalls hier.

Es ist ein Haiku über Natur, in seinen konkreten Begriffen, dem Blau der Wegwarten und dem gepflügten Acker, der von Menschen bestellt worden ist, nun aber einfach nur noch er selbst ist und seine Möglichkeiten in seinem gegebenen Raum ganz ausschöpft. Menschen kommen nicht vor. Und ein Bezug des Textes zum Menschen ist nur schwer herstellbar.

Weshalb sollten Leser Texte lesen, die sie nichts angehen? Wegen der Sprache vielleicht oder wegen der harmonisierenden Wirkung von Natur. Weshalb wir zu den Sternen schauen, die, unerreichbar fern, uns auch nichts angehen und trotzdem oder gerade deswegen etwas mit uns zu machen vermögen.

Wohl alle Haiku, von denen wir uns angesprochen fühlen, haben allerdings mit uns, haben mit Menschen zu tun. Der Mensch ist deshalb auch in den meisten gern gelesenen Haiku direktes Thema. Oder die Natur wird in der Art einer Parabel benutzt, um etwas über den Menschen auszusagen.

Haiku ohne einen solchen Bezug zum Menschen sind möglich. Dass sie Leser ansprechen, ist allerdings weniger wahrscheinlich.

Es reicht deshalb nur selten aus, einfach eine Beobachtung in der Natur hinzustellen. Wenn so etwas geschieht, stellen sich Fragen: Ist der Text offen für den

Leser, für unsere Menschlichkeit? Lässt er den Leser sich selbst erkennen oder etwas von ihm?

Einfach objektiv hingesezte Natur lässt das kaum zu. Die Natur kennt den Menschen nicht.

Die „Moral von der Geschicht“ an den Schluss zu stellen oder überhaupt irgendwie direkt anzusprechen, wirkt allerdings plump. Ein Raum aber sollte da sein, sollte irgendwie angestoßen, zum Schwingen gebracht worden sein, in dem der Leser den Text zu seinem eigenen machen kann, in dem er selbst diese Beziehung zu sich und seinen persönlichen Themen herstellen kann.

Natürlich wird nicht jedes Haiku, das einen Menschen anspricht, auch von allen anderen Menschen entsprechend aufgenommen. Das Haiku ist dasselbe, aber die Leser sind verschieden, haben unterschiedliche Vorerfahrungen, Vorlieben, eine etwas anders geartete Sensibilität, sind in mehr oder weniger verschiedenen Kulturen aufgewachsen und von denen unterschiedlich gefärbt worden.

Eigentlich ist es ein kleines Wunder, wenn zwei Menschen bei der Beurteilung eines Textes übereinstimmen. Dass es häufig dennoch geschieht, in der Zustimmung wie in der Ablehnung, ist das, womit der Autor arbeiten kann.

Der Atem des Rehs

Friedwald
im Lauschen des Rehs
unser Atem

Im Haiku von Petra Fischer fällt die Sparsamkeit auf. Es sind keine auffälligen Kontraste gesetzt. Einer schon, aber er wirkt zunächst eher verhalten: „Friedwald“ und „Atem“. Im Friedwald liegen die Toten. Die Dichterin und wir Leser aber atmen. Das lauschende Reh steht dazwischen. Zu lauschen macht still, macht auch das Lebendige still.

Das Haiku besteht aus 11 Silben. Das ist wenig im Vergleich zu den 17 Silben, die als Höchstgrenze für ein Haiku gelten. Läge es nicht nahe, mit diesem Guthaben an Silben den Text deutlicher zu machen?

Weshalb ist es ungünstig, zu viele Wörter in ein Haiku zu setzen? Ich denke, weil wir uns nicht viel merken können, nur etwa fünf Begriffe. Werden es mehr, haben wir sie nicht mehr im Bewusstseins-Augenblick, können uns deshalb kein geschlossenes Bild daraus machen.

Zwei Hauptbegriffe, noch ein, zwei, höchstens drei weitere Wörter (Artikel und Bindewörter nicht mitgerechnet), das dürfte das Optimum zur Herstellung eines eigenen stimmigen Bildes aus den Versen sein. Was darüber hinausgeht, ergänzt nicht, sondern stört, weil wir Energie aufwenden müssen, es im Augenblick zu halten und außerdem noch in ein stimmiges Ganzes mit den anderen Begriffen zu integrieren.

Deshalb heißt es: Ein Haiku sollte so kurz wie möglich sein. Aber so lang wie nötig. Telegrammstil macht sich selten gut.

Reichen die sieben gesetzten Wörter in diesem Text aus? Für was? Was die Dichterin uns mit ihrem Text sagen möchte, wissen wir nicht und es ist auch nicht wichtig.

Literarische Texte dienen nicht der Kommunikation zwischen zwei Menschen, sie sind keine Briefe. Wichtig ist, ob uns die Verse etwas sagen, ob sie unser Leben bereichern – mit einem Lichtstrahl, mit einer Erkenntnis, mit einem Blick dorthin, wo wir sonst nicht hinsehen, mit einer Verfeinerung unserer Sensibilität.

Wir beobachten ein Reh. Ein Reh, das gerade noch geäst hat, nun aber den Kopf hebt, die Ohren spitzt und lauscht. Misstrauisch geworden vielleicht von einem Knacksen im Unterholz, vielleicht von einem Duft im Wind, von unserer Gestalt, die es undeutlich zwischen den Stämmen sieht und nur mit den Augen alleine nicht zuordnen kann. Unsere eigenen Bewegungen haben aufgehört, unser Herzschlag wird etwas beschleunigen, unser Atem aber leiser werden, tiefer. Wir lauschen auf das lauschende Reh, nähern uns ihm damit an, werden ein wenig wie es selbst.

Was mit unserem Atem, was mit uns selbst geschieht, steht nicht im Text, es wird mit „unser Atem“ nur angedeutet, aber nicht ausgeführt. Herauszufinden, was mit uns geschieht, dazu sind wir Leser angesprochen. Hier liegt die Offenheit des Textes.

Die noch weitergeht. Denn eigentlich sehen wir erst nur das Reh. Unseren Atem nehmen wir normalerweise gar nicht wahr. Er ist immer vorhanden, er ist selbstverständlich. Selbstverständliches blenden wir normalerweise aus. Unsere Sinne sind dafür gemacht, auf Veränderungen zu reagieren, nicht auf das Selbstverständliche, die Statik, das Hintergrundrauschen.

Wenn wir nun aber ganz still werden, vor dem lauschenden Reh, dann fällt uns vielleicht unser Atem auf. Er ist leiser geworden – aber in der Ruhe um uns, in unserem Bemühen, selbst möglichst ruhig zu sein, scheint er trotzdem lauter als zuvor.

Ein lauschendes Reh und ein Mensch, der dem Reh lauscht, sich ihm dabei etwas angleicht und dabei seinen eigenen Atem entdeckt – das ist ein Haiku.

Wie verhält es sich dann aber mit dem ersten Begriff, mit „Friedwald“? Und warum, wenn überhaupt noch etwas gesetzt wird, nicht einfach nur „Wald“?

Eine einfache Antwort wäre, dass sich das eben in einem Friedwald ereignet hat und die Autorin den Begriff setzt, um auf das eigentliche Haiku einzustimmen, dass sie damit also eine Atmosphäre herstellt.

Eine literarische Antwort lässt das natürlich gelten, es ist ein häufiges Vorgehen, sie sucht aber noch nach einem notwendigen inneren Bezug des „Friedwald“ zu den beiden folgenden Zeilen. Der Kontrast zwischen „Friedwald“ und „Atem“ wurde schon genannt. In einem ansonsten kontrastarmen Text könnte er bereichernd wirken.

Vielleicht weist dieser Text aber noch auf etwas ganz anderes hin, lässt zumindest in seiner Offenheit die Möglichkeit auf etwas ganz anderes zu, nämlich die Frage nach den Menschen, die in diesem Wald begraben sind. Was geschieht mit unserem Geist, mit unserer Seele nach unserem Tod?

Was geschieht mit einer Kerzenflamme nach ihrem Erlöschen, wäre eine Gegenfrage dazu. Eine der vielen möglichen Antworten aber wäre das Reh, das unseren Atem, einen unserer Atem, vielleicht den eines Toten im Friedwald, aufgenommen hat, in seinem Atem, seinem Lauschen, der uns nun anschaut und nicht mehr erkennen kann.

Haiku

Iwa Antonow

Dieser Moment dem Luchs Gegenüber

Helle Mondnacht.

Die Zeichen der Sonnenuhr.

Marita Bagdahn

Katastrophennachrichten
er zappt weiter
zum Horrorfilm

Maskenpflicht
die Puppe bekommt
ein Pflaster ins Gesicht

Sanftes Sterben –
wie sie in die Stille fallen
Fliederblüten

Zoom-Konferenz ...
heute wird er fertig
der Wollschal

Sonja Bautz

erster Schmetterling
das Blöken junger Lämmer
vom Wind getragen